

# Mit dem Kopf durch die Wand

Was Süchtige suchen und Suchende finden

Olga Tokarczuk, die Literaturnobelpreisträgerin 2018, weist zu Beginn ihres Buches „Übungen im Fremdsein“<sup>1</sup> auf einen Holzstich unbekannter Urheberschaft hin, den der französische Astronom Flammarion im Jahre 1888 veröffentlichte: Zu sehen ist ein „Wanderer am Weltrand“, der seinen Kopf, die rechte Hand und den Pilgerstab über die irdische Sphäre hinausstreckt und über den Anblick, der sich ihm da bietet, nur staunen kann. Dieses herrlich metaphorische Bild erinnert mich an meine Zeit als zehnjähriger Halterbub in den Kärntner Nockbergen. Meine Großtante Theresia war dort Sennerin. Öfter bin ich damals heimlich aus dem Talkessel hinauf auf die Höhe gelaufen, um von dort aus beim Blick ins Weite zum ersten Mal „Fernweh“ zu erleben, jenes eigenartige Gefühl von Neugier und Interesse, das mich dann daheim auf dem Bauernhof davon hat träumen lassen, mit dem Wasser des kleinen Bächleins vor unserem Haus hinunter ins Tal, mit der Lieser hinaus nach Spittal, von dort mit der Drau in die Donau und mit ihr bis zum Schwarzen Meer zu gelangen. Als ich dann Jahre später als Student in Rom bei Ostia zum ersten Mal das Meer gesehen und seine unendliche Weite erlebt habe, waren für diesen Augenblick meine jahrelangen, niemandem zuvor anvertrauten *Wünsche ins Netz gegangen*, was aber nicht bedeutet hat, dass sie dadurch zur Ruhe gekommen wären.

Der Mensch, ein ruhelos suchender Wanderer, zeit seines Lebens getrieben von der Sehnsucht nach Neuem, so noch nie Gesehenem. Schon als Embryo im Mutterleib hat ihn die enge Verbindung mit seiner Mutter zu jenem schmerzlich grandiosen Erlebnis befähigt, bei seiner Geburt im besten Sinn des Wortes „mit dem Kopf durch die Wand“ aus der alten Geborgenheit hinaus in eine neue Welt vorzustoßen. Diese seine erste Welteroberung hat ihn dann auch in seiner neuen Umgebung „von der Wiege bis zur Bahre“ nach Gelegenheiten suchen lassen, die Geheimnisse dieser Welt zu ergründen und hinter ihre Grenzen zu blicken. Deshalb ist er als Kind schon von Raum zu Raum gekrochen, hat Türen aufgestoßen und Schubladen durchstößert und als Erwachsener schließlich ferne Länder bereist. Dabei wollte er immer behütet und geborgen, gleichzeitig aber auch selbständig und frei sein. Wo ihm eines dieser beiden

Grundbedürfnisse nicht erfüllt werden konnte, hat er Not gelitten, erst recht, wenn ihm beides nicht möglich war; und dann erst recht, wenn er sich mit „Ersatzbefriedigungen“ zu trösten versuchte, aber schmerzlich erkennen musste, dass Drogen, Alkohol, Karriere, Macht und andere „Überbrückungshilfen“ nichts taugen, weil sie ihm nichts Neues und Lebenswertes erschließen, sondern Schmerzen bereiten. Das Befriedigen eines Bedürfnisses ist etwas anderes als das Stillen seiner Sehnsucht. Beim Befriedigen seiner Bedürfnisse ist er immer wieder hungrig geworden, nur gestillte Sehnsucht konnte ihn wenigstens für einen Augenblick glücklich machen. Solange er nicht finden konnte, was ihn sein Herz zu suchen aufgetragen hatte, ist er ein ruhelos Suchender geblieben.

Kunst und Religion bieten sich hier im Idealfall als Veredelungskatalysatoren an. Denn beiden geht es im Grunde darum, im Alltäglichen nicht zu ertrinken, sondern mit Kopf und Herz das Geheimnis der Drehbarkeit dieser Welt zu ergründen und dabei hinter ihre Kulissen zu blicken. Beide Bereiche zielen immer aufs Ganze, schauen *über den Tellerrand hinaus* ins Neue, Unbekannte, so noch nie Erlebte. Die höchste Form dieses Schauens ereignet sich sowohl in der Kunst als auch in der Religion in einer Art „Extasis“, einem „Außersichsein“, im verzückten und verrückten Staunen, das den Menschen seinen Kopf und sein Herz über den Weltrand hinausstrecken lässt. In beiden Bereichen ereignet sich „Gottesdienst“ als Dienst am Menschen, als „Sakrament der Ekstase“, als Mysterienspiel, wie es auch Hermann Nitsch in seinem 6-Tage-Spiel im Schloss Prinzenhof begriffen hat, als ein mit allen Sinnen gefeiertes „ästhetisches Ritual der Existenzverherrlichung“. Dass dabei gelauscht, geschaut, getastet und gerochen, gegessen und getrunken wird, ist keine Erfindung psychedelischer Kunst, nur deren Hinweis darauf, dass das im Laufe der Zeit nicht nur im religiösen Bereich vielfach in Vergessenheit geraten ist.

In meinen römischen Studienjahren hatte ich immer wieder die kleine Kirche „Santa Maria della Vittoria“ in der Via XX. Settembre besucht und dort Berninis Meisterwerk „Die Ekstase der Heiligen Teresa von Avila“ bestaunt. Zu sehen ist eine Frau in einer explodierenden Verzückung auf

„Wanderer am Weltrand“ – Holzstich aus Camille Flammarions Werk „L'atmosphère – Météorologie populaire“ (1888). Foto: Wikipedia/Wikimedia Commons | Giovanni Lorenzo Bernini, „Die Ekstase der Hl. Teresa von Avila“ (1645–1652), 350 cm hohes Meisterwerk aus weißem Carraramarmor in der Cornaro-Kapelle in der Kirche Santa Maria della Vittoria in Rom. Foto: Livioandronico2013 – Eigenes Werk, CC BY-SA 4.



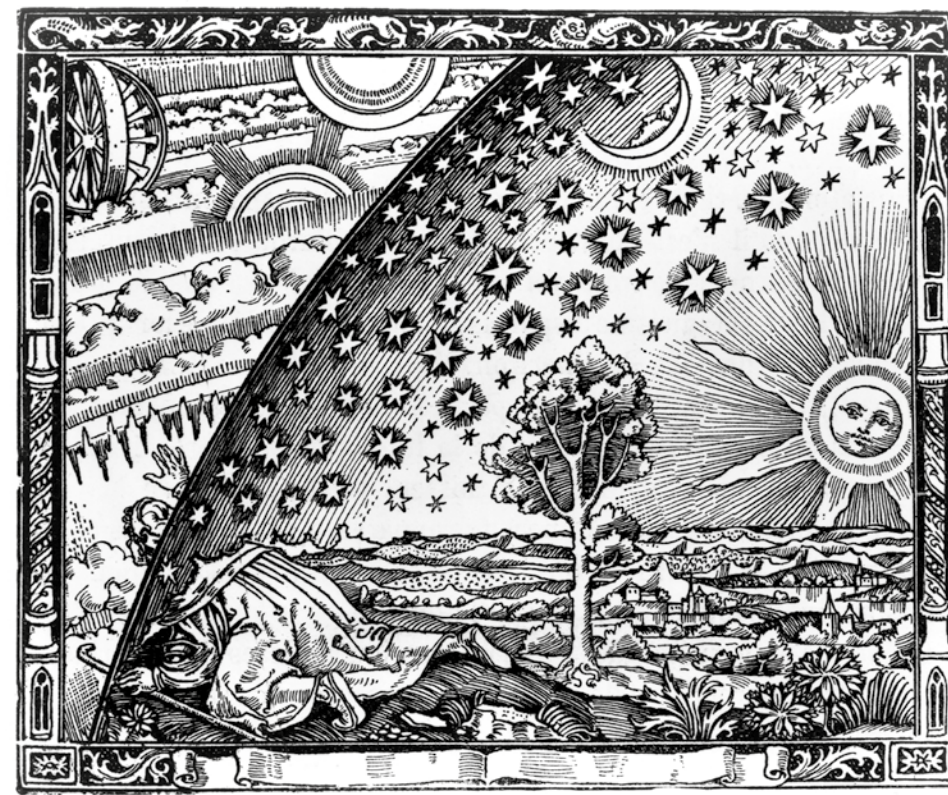
Volken schwebend und der Erde entrückt, wie sie sich einem als Jüngling dargestellten Engel hingibt, der einen goldenen Pfeil von oben ihr entgegen schleudert. Die Enthüllung dieses Meisterwerkes soll in kirchlichen Kreisen große Empörung ausgelöst haben. Dabei hatte Bernini nichts anderes getan als die autobiografische, hocherotische Erzählung der spanischen Mystikerin Teresa († 1582) aus dem Carrara-Marmor herauszuarbeiten.

Zu allen Zeiten und in allen Kulturen waren und bleiben Menschen unterwegs, „mit Kopf und Herz durch die Wand“ zu gehen und ihren Alltag zu übersteigen. Instrumente dazu fanden und finden sie in ihrer kreativen Fantasie. Weil dieser Fantasie auch weiterhin keine Grenze gesetzt werden kann, nennt sie die Philosophin Dorothee Sölle „die Mutter aller Tugenden von morgen“; Fantasie ist und bleibt im Grunde das einzige Feld grenzenlosen Wachstums und die verlässlichste Ressource, aus der der Mensch für das Abenteuer seiner Wanderung bis zum Weltrand die Kraft zu schöpfen vermag. Dass dieses Abenteuer aber auch gelingt, kann leider weder in den weiten Feldern von Kunst und Religion noch darüber hinaus garantiert werden. Immer wieder enden die verlockend einladenden Felder der Ekstase in bösem Erwachen. Davon erzählt auch der aktuelle Netflix-Sechsteiler „Painkiller“. Als Mitte der 1990er-Jahre der amerikanische Pharmagigant Purdue den verschreibungspflichtigen Wirkstoff OxyContin „ohne größere Nebenwirkungen, harmlos und befreiend“ für Leicht- wie Schwerekrankte anpreist, um diese von ihrer täglichen Pein zu erlösen, ist zunächst nicht klar, dass hinter der groß angelegten Marketingkampagne für dieses vermeintliche Heilmittel *primär finanzielles Kalkül* steckt. Erst in den Folgejahren wurde sichtbar, dass die Wunderpille Zigtausende in die Drogensucht getrieben und so eine Epidemie ausgelöst hat, die die USA bis heute in Atem hält und jährlich bis zu 100.000 Menschen das Leben kostet.

● **Arnold Metznitz**

\* 1952 in Gmünd in Kärnten, Theologe, Seelsorger und Psychotherapeut.

<sup>1</sup> Olga Tokarczuk, *Übungen im Fremdsein*. Essays und Reden. Aus dem Polnischen übersetzt von Bernhard Hattmann, Lisa Palmes und Lothar Quinkenstein, Kampa Verlag, Zürich 2021, Seite 7–8



Herbststöckl, Klagenfurt, St. Veiter Ring 1. Foto: Christian Brandstätter

## denk.mal

### Herbststöckl

Wie Chromgelb, Grünspan, Minium, Schweinfurter Grün oder Zinnober zählt Bleiweiß zu den giftigen Pigmenten und ist daher seit 1989 in Österreich mit einer Ausnahme verboten: Da dieser seit der Antike künstlich hergestellte Farbstoff bis in das 19. Jahrhundert für die Malerei unentbehrlich war, ist man in der Restaurierung bis heute auf seine Verwendung angewiesen. In mittelalterlichen Rezepturen werden metallisches Blei und Essig bzw. Urin als Zutaten angeführt. Obwohl der italienische Künstler Cennino Cennini zu Beginn des 15. Jahrhunderts in seinem *Libro dell'arte* vor einer Verwendung für Fresken abrät, ist man in der praktischen Denkmalpflege auch bei der Kärntner Wandmalerei immer wieder mit charakteristischen Verbräunungen (Oxidation) und Schwärzungen (Sulfidbildung) konfrontiert, die eine Bleiweißverwendung indizieren. Wegen der Tendenz des Pigmentes, mit der Zeit nachzudunkeln, suchten bereits mittelalterliche Buchmaler nach Alternativen wie z. B. Knochen-, Muschel- oder Eierschalenweiß. In der Tafel- und Leinwandmalerei fand Bleiweiß nicht nur als Farbstoff, sondern beispielsweise auch als Füllstoff für Grundierungen/Imprimaturen (Malgründe), als Sikkativ zur Trocknung von Ölfarben oder in Firnissen (Schutzüberzügen) Anwendung. In Kärnten war es der gebürtige Klagenfurter Johann Michael (ab 1760 Freiherr von) Herbert, der bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Paternion fabrikgründete Malleinen und in Klagenfurt Farbmittel produzierte. Das in seiner Klagenfurter Bleiweißfabrik eigens entwickelte neue Herstellungsverfahren genoss europaweit Beachtung, wovon ein kaiserlicher Besuch, zahlreiche Medaillen und Ehrendiplome der Welt- und Monarchieausstellungen zeugen. Ein vor kurzem entstandener Film eines Teams der Visuellen Kultur der AAU zum denkmalgeschützten Klagenfurter Sitz der Familie („Herbststöckl“) gibt Einblick in die Lebens- und Geisteswelt der Industriellenfamilie, die von der Philosophie der Aufklärung, persönlichen Kontakten zu Friedrich Schiller und Immanuel Kant und privaten Tragödien geprägt war. Nicht minder unglücklich wie das Ende des Franz Paul und der Maria von Herbert, die den Freitod wählten, verlief das Leben vieler bleivergifteter Fabrikarbeiter:innen: Eine angesichts eklatanter Erkrankungsziffern 1904 durchgeführte Untersuchung in der Klagenfurter Bleiweißfabrik – damals bereits im Eigentum der BBU – führte zu einem Beschäftigungsverbot für Jugendliche und junge Frauen, später endlich auch zu einer Verkürzung der von 6.30 Uhr bis 18 Uhr währenden Arbeitszeit und einem Arbeitsschutz.

● **Geraldine Klever**

\* 1967 in Klagenfurt am Wörthersee, seit 2003 im Bundesdenkmalamt, Abteilung für Kärnten, tätig.